

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o 8.

Siebenter Jahrgang.

21. Februar 1863.

Gedenke.

Im raschen Fluge eilen die Gedanken,
Mit Blitzesschnelle durch die weite Welt,
Sie kennen Zwang nicht, kennen keine Schranken,
Und keine Macht, die ihre Schwinge hält.

Sie eilen flüchtig über Thal und Hügel,
Und tragen Liebe, Freundschaft, Glück und Haß
Dahin auf ihrem unsichtbaren Flügel,
Und manche Wimper wird von Thränen naß.

Hast Du nicht oft ein ruhelos Empfinden,
Als trieb es heimlich Dich von Ort zu Ort?
Es sind Gedanken, welche Dir verkünden:
Aus weiter Ferne klingt ein grüßend Wort!

Es ist ein Mahnen, das Dir ruft: „Gedenke!“
Vergiß nicht das, was treulich an Dir hängt,
Daß sich kein Herz um Deinetwillen kränke,
Weil es aus Deinem Herzen ward verdrängt!

Und gibts der treuen Herzen denn so viele,
Daß einst Geliebtes man so leicht vergißt?
Wie mancher Mensch steht trauervoll am Ziele,
Weil er vergaß und nun so einsam ist.

Alfred K.

Verlorene Liebe.

Eine Geschichte von Eduard Höfer.

Es war ein wunderbar stiller Augustabend, so still, wie er dort zu Lande nur selten gefunden wird; der Himmel hatte sich grau bezogen, als ob es regnen wollte, und von Zeit zu Zeit zog ein leises Wehen von Westen her über die Dünen und durch ihre halbbürren, schwankenden Gräser gegen die See zu. Aber es war so schwach und kehrte auch nur so selten wieder, daß es auf die Bewegung der Wellen gar keinen Einfluß hatte; nach wie vor legten sie sich müde und langsam auf den weichen Sand des Strandes, als hätten sie draußen genug getanzt und gespielt und dürften endlich gleichfalls ruhen.

Der Tag war auch völlig zu Ende, die Sonne bereits untergegangen, die Strandvögel und Möven hatten ihre Nester aufgesucht, und die Fischerböte, welche auf den Abendzug hinausgelaufen und vor kurzem noch sichtbar gewesen, waren mit ihren kleinen Masten und braunen Segeln jetzt auch schon hinter der dort drüben scharf hervorspringenden Landspitze verschwunden. Die See zeigte sich einsam und verlassen, und ebenso verlassen und öde erschien der Strand.

Da war kein Laut zu vernehmen, da war nichts Lebendes zu sehn. Denn selbst von den Häusern des nahen, in seinen Garten- und Straßenbäumen versteckten Fischerdorfes kam keinerlei Geräusch herüber, da ihre Bewohner bei den täglichen Abendbeschäftigungen weilten, oder auch schon ihr Lager aufgesucht haben mochten, um später zur Rückkehr der Böte desto munterer bei der Hand zu sein.

So hätte man glauben mögen, denn ringsumher war, wie bemerkt, Nichts als Dämmerung und Stille. Allein man täuschte sich; es weilte dennoch Jemand am Strande, und zwar war es eine Frau, die in einer kleinen Höhlung der Dünen auf dem Sande saß, im Rücken durch die höher ansteigenden Hügel selbst gegen das leise Ziehen des Windes geschützt, und vor sich die weite, graue, sanftbewegte Fläche der See. Sie hatte den Arm auf das Knie gestützt, den mit einem kleinen dunklen Tuch umbundenen Kopf in die Hand gelegt, und dazu summite sie leise, leise die Weise eines Wiegenliedes vor sich hin. Auf ihrem Schooße lag auch ein kleines Kind und schlummerte süß unter der sorgsam übergedeckten Schürze der Mutter. Und so saß das Weib da, verborgen und einsam; die Lippen summiten immerfort dieselbe einförmige Weise, aber sie regten sich dabei niemals, und die großen Augen sandten ernst und unverwandt alle Blicke in die stets tiefer und tiefer dämmernde Ferne, und nicht einer von ihnen fiel jemals auf das Kind oder die Umgebung.

Wer sie so dort plötzlich erblickte, wo kein Laut und keine Bewegung sonst von einem lebenden Wesen sprach, der durfte wohl mit Recht erschrecken und fragen, wie es der Mann zu thun schien, der eben von der andern Seite her die Höhe der Düne erstiegen hatte, nun die regungslose Gestalt unter sich erblickte und in solcher Nähe auch den summanden Gesang vernahm. Er blieb überrascht stehen, beugte sich, um die Einsame besser erkennen zu können, weit vorüber und sagte dann mit verwundert klingender Stimme: „Aber — seid Ihr das, Frau?“

Sie zuckte sichtbar zusammen, warf den Kopf mit einer raschen Bewegung zu dem Trager herum und schaute ihn verwirrt an. Und erst nach einer Pause, während welcher ihre Gedanken aus der weiten Ferne in die nächste Umgebung zurückgekehrt sein mochten, versetzte sie gefaßt: „Ja, ja, Herr, ich bin's freilich. Aber kommt Ihr jetzt schon aus dem Hause zurück?“

Er stieg die kleine Höhle vollends herab und war mit ein Paar Schritten an ihrer Seite. „Um Alles in der Welt,“ sprach er, nachdem sein rascher Blick die Umgebung und Aussicht gemustert hatte, „was treibt Ihr denn hier noch so spät und allein? Und das Kind habt Ihr auch bei Euch?“ setzte er kopfschüttelnd hinzu; „dem solltet Ihr doch seine Ruhe und sein Bett gönnen. Es muß sich hier ja erkälten.“ — Die Frau schüttelte gleichfalls den Kopf, und ein leises Lächeln glitt über ihr schönes, aber von der Sonne verbranntes und mageres Gesicht. „Unsereins erkältet sich nicht leicht, Herr,“ entgegnete sie; „der Abend ist ja auch still und warm. Allein zu Hause mag ich das Würmchen nicht lassen,“ fuhr sie fort. „Ich würde mich drum ängstigen und könnte keine Minute ruhig sein.“

„Weßhalb bleibt Ihr aber nicht zu Hause und ruhet dort aus — denn Ihr habt, glaub' ich, freilich schwere Arbeit,“ gab der Mann zur Antwort und ließ seine Blicke von der Frau wiederholt zu der unendlich einsamen und melancholischen Aussicht vor ihnen hinüberschweifen. „Das scheint mir ein Platz und ein Anblick, um das frohe und leichteste Herz schwer zu machen, und ich meine, in Eurem Stübchen oder am hellen Herde in der Küche lasse es sich behaglicher ausruhen, heiterer denken und träumen als hier.“ — Sie mochte von den letzten Worten wenig oder Nichts gehört haben, denn sie erwiderte mit leisem Kopfschütteln nur: „Ja, Herr, bei mir ist das was Anderes. Ich kenne den Platz schon lange und saß hier hundert und hundert Mal. Mich macht er nicht traurig; mein Herz ist auch sonst nicht fröhlich und leicht. Dagegen läßt sich Nichts thun.“

„Schon gut,“ wandte er nach einer Weile ein, „damit mag es bei Euch freilich ein ander Ding sein, da Ihr in dieser Gegend wohl daheim. Doch, daß Ihr hier so oft sitzt — warum das?“ — Sie erhob ihre Augen mit einem festen Blick zu den seinen. „Das wird man Euch schon gesagt haben, Herr,“ sagte sie kurz und scharf. — Er drehte den Kopf verneinend hin und her. „Wie wäre das möglich, liebe Frau?“ entgegnete er. „Ich bin seit wenigen Tagen hier und kenne von den Einheimischen nur den alten Bootsmann, der nicht spricht, selbst wenn ich fragen möchte. Habt doch Vertrauen zu mir,“ fuhr er fort; „ich bin nicht neugierig, sondern voll Theilnahme. Ihr seid eine junge, wackere Frau, habt das hübsche Kind, das eigene Haus und auch zu leben — und doch seid Ihr nicht munter, wie es sich für solche Zustände ziemt, sondern still und ernst, Ihr geht allein und haltet Euch abseits. Muß ich da nicht theilnehmen, mich wundern, fragen? — Aber Ihr seid hier ein seltsam Volk, voller Kälte und Mißtrauen gegen jeden Fremden. Und es will Euch doch Niemand was zu Leide thun; im Gegentheil, mancher würde gern ein Mal rathen, trösten, helfen — denn es gibt auch anderwärts freundliche Herzen! — aber Ihr wollt ja nicht.“

Er lehnte neben der Frau am Sande des Fügels und hatte das Alles zwar gedämpft, aber im herzlichsten, eindring-

lichen Tone gesprochen, während die Frau wieder ihre erste Stellung eingenommen und ihren Blick unverrückt und nachdenklich auf der See hatte ruhen lassen. Auch da er nun schwieg, blieb sie noch eine ganze Weile ohne Bewegung, bis sie endlich den Kopf erhob und die Arme um das Kind legte. „So ist es nicht, Herr,“ erwiderte sie dann ernst; „es ist mit uns nicht anders, als mit der ganzen Menschheit. Was man im Kopf und Gemüth hat, sagt man nicht Jedermann — er würd' es doch nicht verstehen, und was fragt er im Ernst auch darnach? Da muß man sich erst lange kennen — hier so gut wie überall, denke ich. Und dann, Herr, sprach sie nach einer Pause ebenso ruhig weiter — „Jedermann treibt's, wie es bei ihm daheim Mode ist. Wenn Ihr länger hier wäret, würdet Ihr manche Frau zuweilen an der See sitzen sehen, so lange ihr Mann draußen ist — die Eine früh, die Andere spät, wie sie Zeit und Lust hat. Und so sitze ich zur Abendzeit, weil es nicht anders passen will.“

Der Fremde sah gedankenvoll in die See hinaus. „Euer Mann ist auch da draußen?“ fragte er endlich. — Sie hatte den Kopf wieder in die Hand gelegt und, da das Kind sich rührte, auch ein Paar Takte des Wiegenliedes vor sich hin gesummt. „Ja, Herr,“ versetzte sie nun auf seine Frage. — „Schon lange, Frau? — „Ja, Herr, schon lange. Er ist zweiter Steuermann auf dem neuen Wallfischfänger unter Kapitän Nalborg, und als er fortging, war meine Kleine noch nicht geboren; es sind im Herbst drei Jahre.“ — „Aber es geht ihm gut, Frau?“ — „Vor'm Jahr war Schiff und Volk wohl auf, sagte mir der Aheber. Seitdem hörten wir Nichts von ihnen. Es ist auch so weit und Schiffe kommen nicht viel daher, die Briefe mitbringen könnten.“ — „Und in all der Zeit habt Ihr hier gesehnen, Frau?“ — So oft ich konnte und wenn das Wetter nicht gar zu böß war — ja, Herr,“ antwortete sie einfach und ohne ihre Stellung zu ändern.

Nach einer Weile richtete sich der Mann auf. „Es wird Zeit,“ sprach er. „Mein Koffer muß noch ausgepackt werden. Kommt Ihr mit nach Hause?“ — „Nein, Herr,“ entgegnete sie, „ich bleibe noch, aber für Euch ist's recht; denn es ist kein Platz für die Stadtherren, und es thut auch sonst kein gut, daß Ihr hier so lange bleibt,“ setzte sie leiser hinzu. „Es schickt sich nicht.“ — „Wie meint Ihr das?“ fragte er verwundert. — „Es gibt böse Zungen, Herr,“ erwiderte sie gedämpft. „Das Feuerzeug steht auf dem Herde, rechter Hand, und auch die Lampe.“

Nach einigen Augenblicken sagte er kurz: „Gute Nacht, Frau Birthin!“ und ging ohne ein weiteres Wort an den Dünen entlang, dem Dorfe zu, von dessen erstem Hause ihm ein einzelnes, einsames Licht im langen, zitternden Strahl durch Laub und Gezweig des Gärthens freundlich entgegen schimmerte. Erst nach einer ziemlichen Strecke blieb er stehen und schaute sich nach dem verlassenen Plage um. Allein er konnte die Frau nicht mehr erblicken, und indem er leise den Kopf schüttelte und ein mitleidiges: „Das arme

Weiß!" vor sich hinmurmelte, wandte er sich langsam ab und war im nächsten Augenblick schon im Dorfe und bei seiner nahe gelegenen Wohnung. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Chronik des Schlosses Reichenburg.

In jener südlichsten Gasse von Steiermark, welche von Krain und Croatien eingeschlossen ist, schaut das Schloß Reichenburg von schroffer Felskuppe stolz hernieder und spiegelt seine weiße steinerne Stirne in den dunkelgrünen Wellen der Save. Das klingt beinahe wie der Eingang zu einem Ritterroman, aber gewiß auch ist der Charakter jener Gegend der einer schwermüthigen Wildheit, und oft, wenn ich einsam aus den Fenstern des Reichenburger Schlosses hinausblieke, war es mir, als stimmte diese Landschaft mit dem düsteren, unglückschwangeren Wesen der Geschichte aller slavischen Völker so ganz überein. Der Burgherr auf Reichenburg hatte mich, den er im nahen Tüßerbade bei Gills wußte, freundlichst zu sich geladen. Das gute Tüßerbath, oder wie es sich lieber nennen hört, „Römerbad“, hatte mir nichts geholfen, so oft ich auch die alte, im Hofe der Anstalt eingemauerte Steinplatte betrachtete, worauf der Dank eines alten Römers für die Heilkraft dieser Thermen eingegraben war. Der Mann hatte gewiß kein Nervenleiden. An südländischen Schönheiten fehlte es da nicht. Kroatien, Ungarn, die Walachei senden hierher häufig die schönsten schwarzen Frauenaugen. Vor allen Damen fiel mir die Gattin eines walachischen Wosaren auf — marmorblau das Antlitz, blauschwarz das Haar. Ihre ganze Erscheinung war von einer so schwungvollen Anmuth gehoben, daß ihr voller und dabei schlanker Körper sich von dem Geseze der Schwere halbwegs zu emancipiren schien. Ihr Gehen war, wenn ich recht sah, mehr ein Gleiten zu nennen. Ich konnte jedoch diese Verführerin kaum durch zwei Tage beobachten, da sie in so kurzer Zeit nach meiner Ankunft abreiste. Einige Wochen darauf war ich auf Reichenburg, dessen Chronik manches Romantische bietet.

Zwei Brüder, in deren Stamm das Schloß sich forterbte, entbrannten in Liebe für eine und dieselbe Dame. Der ältere von ihnen — der Schlossherr — durfte sie heimführen. Einst lehnte er mit ihr in einem Fenster der Burg, aber unten im Gebüsch stand sein Bruder mit einer Kugelbüchse im Arm, und schoß seinen glücklichen Nebenbuhler in den Kopf, daß er neben seiner Braut todt niederstürzte; aber auch der Mörder ward getödtet, und zwar von den Getreuen seines Bruders. Die Todtenschädel Weiber wurden in einer Nische, zunächst dem Hochaltar in der Burgkapelle, beigelegt, und um ihre Versöhnung mit einander im Tode symbolisch auszudrücken, kehrte man sie mit den Gesichtern gegen einander, aber des andern Morgens fand man sie jedesmal von einander abgewendet. Ich selbst sah sie und auch die Wunde im Schädel des einen, welche offenbar von einer Büchsenkugel herrührte; aber damals geschah das Wunder

nicht mehr, vielmehr hatte man einen geheimen Gang hinter dem Altar entdeckt, durch welchen, wahrscheinlich im Einverständnisse mit einem frühern Besitzer, die Veranstanter des Spukes in die Kapelle eindringen konnten.

Nun aber zu einer Szene aus der neuen Chronik von Reichenburg. Die Zeit meines Abschiedes war herangekommen und, um ihn gemüthlich zu markiren, ein Ausflug nach dem benachbarten Mann, hart an der kroatischen Grenze liegend, beschloßen worden.

Dort sprachen wir dem Weine zu, wie Leute, die nicht von gestern sind, und tranken wie alte Helden in die Runde bis in die sinkende Nacht. Als wir nach Reichenburg zurückkamen, empfahl ich mich bei meinem edlen Gastherrn, da ich schon vor Tagesanbruch abreisen wollte. In meinem Zimmer angelangt, erinnerte ich mich, daß ich meine Noten auf dem Claviere im Speisesaale liegen hatte, die wollte ich nun holen. Oft, wenn ich in diesem Saale allein war und die brennende Kerze zu den schönen Bildern seiner Wände — meist Frauen und Herren deutscher Fürstenhäuser — emporhob, berührten mich die Schauer der Vorzeit, aber heute war ich in einer Stimmung der allerverwegenen Sorglosigkeit, ja, ich wäre nicht übel aufgelegt gewesen, wie Wolf Dietrich in der deutschen Sage, mit den Geislern zu sechten, so viel ihrer auch sein mochten, denn die steirischen und kroatischen Weine haben das Eigene, daß man gerne mit Geislern kämpft, wenn man sie getrunken hat. Ich öffnete die Thüre des Saales mit einer gewissen Hast, so daß das Licht in meiner Hand verlösch. Nun griff ich nach meinem Feuerzettel, aber in demselben Augenblicke rauchte etwas im Saale und da sah ich — es war eine wolkenreiche Herbstnacht — vom Fenster her eine schattenhafte Gestalt gegen mich eilen — die, wie in seidene Gewänder gekleidet, herankam. Unwillkürlich machte ich eine Bewegung, welche jedem Rapiersechter geläufig ist, nämlich die des sogenannten Retirens, aber vergebens — ich fühlte mich plötzlich umhüllt und mit dem Ausrufe: „O Davorin!“ an ein weibliches Herz gedrückt. Nun durchflog ich mit der Geschwindigkeit Mohameds, als er die sieben Himmel durchstiege, meine Lebensgeschichte, und endigte mit dem Bewußtsein, daß ich noch niemals als Davorin pseudonym aufgetreten war. Ich war also offenbar das Opfer eines Mißverständnisses. Die Dame setzte ihre Freundlichkeit trotz meiner Verblüffung in derselben Tonart fort und küßte eine Menge sehr weich und süß klingender Redensarten, jedoch in einer mir vollkommen unbekannten Sprache. Ich setzte dem Sturme von Bärtlichkeit, der an mich heranbrauste, die Geduld und Ausdauer eines wahrhaft männlichen Charakters entgegen. Endlich hielt die Dame mit den Beweisen ihrer Herablassung ein wenig inne, und es fiel mir auf, daß sie in der Modulation ihres Organes aus A-Moll nach C-Dur überging, nämlich aus der Tonart der Liebe in die eines lustigen Spottes. Von allem, was sie sprach, behielt ich jedoch nur das Wort: „Mammalig“, welches sie mehrmals wiederholte.

Es war auch sehr natürlich, daß ihr so ein bleierner Ritter, wie ich ihn damals vorstellte, langweilig und lächerlich erscheinen mußte. — Da flog die Thüre hinter mir auf, die Dame ließ einen Schrei aus — um kurz zu sein, es war offenbar der echte Davorin eingetreten, und zwar ebenfalls ohne Licht, aber höchst wahrscheinlich in einer minder unschuldigen Absicht als ich, wenigstens schien mir sein leises Auftreten in der Chaussee der Vorsicht, nämlich in Strümpfen, sehr verdächtig. Ich entfernte mich nun mit Rapidität, wobei ich in der Finsterniß einen raceroe (deutsch Fuchs) machte, nämlich eine glänzende Garambose mit dem echten Davorin. — In derselben Nacht reiste ich ab. Einige Jahre nach diesem Abenteuer waren verfloßen, als ich eines Tages zu Wien im Café Daum saß, mit Politik und Chocolade beschäftigt. Als sich die Thüre öffnet, sehe ich unwillkürlich hin, und erblicke zwei sehr kontrastirende Gestalten, deren eine wahrhaft elektrisch auf mich wirkte. Es waren zwei Herren — der eine groß, blond, blühend, der andere unterseht, todtensblau und schwarzhaarig. Der erstere war der Burgherr von Reichenburg, den andern kannte ich nicht. Der Burgherr — eine höchst liebenswürdige Persönlichkeit — ließ einen Schrei der Ueberraschung aus, streckte mir die Hände entgegen, und machte mich rasch mit seinem Begleiter bekannt, welcher niemand geringerer war, als der glücklichste Mann auf Erden, nämlich der Besitzer jener wunderschönen Frau des Bäderbades, der Bojar so und so. Als der erste Sturm der Mittheilungen vorüber war, verabredeten wir uns, Abends ein gemeinschaftliches Souper beim römischen Kaiser zu nehmen, und so geschah es auch. Als wir beim zweiten Glase waren, kamen wir auf Reichenburg zu sprechen, und ich erwähnte jenes Mysteriums, welches mir dort begegnet war, und um dessen Lösung ich den Gutsheeren ersuchte. Nun erzählte ich die von mir erlebte Anekdote. Da der Bojar gleich Anfangs bei meinem Vortrage in die Worte: sehr interessant! höchst interessant! ausgebrochen war, so wendete ich mich aus Dankbarkeit für so unverdienten Applaus bei meiner Darstellung hauptsächlich an ihn, und beachtete wenig ein gewisses Gefrabbel, welches ich an meinen Weinen unter dem Tische empfand; als mein Blick jedoch ein Mal auf den Burgherrn fiel, konnte mir sein Augengezwinker nicht mehr entgehen, aber die Anekdote war heraus, und ich bemerkte leider zu spät, wie ich es schon tausend Mal bemerkt hatte, daß der griechische Weise Verlander mit seinem Spruche: „Jedliches vorbedacht“ für mich umsonst auf der Welt war.

Nun trat eine höchst peinliche Pause ein. Der Bojar verhüllte zu meinem Schrecken mit beiden Händen sein Gesicht, der Burgherr schien auf Nadeln und Wachholbergestranch zu sitzen, und ich wünschte mir nichts sehnlicher als eine Versenkung unter meinem Stuhle, durch welche ich, wenn auch mit Hinterlassung von Kolophoniumgeruch, abfahren könnte. Endlich raffte sich der Bojar auf, trocknete seine Thränen, welche reichlich flossen, und redete mich mit einer Stimme, die nach Festigkeit rang, folgendermaßen an: „Mein Herr, nehmen Sie meinen Dank, meinen unvergänglichen Dank. Ihre Erzählung hat mich zwar tief verwundet, aber auch für alle Zeiten getröstet. Ich habe bisher bloß dem Schmerze um meine Frau geseht, denn die Dame, von welcher Sie statt des Buben Davorin umarmt wurden, ist nun todt, und war mein schönes aber nichts-würdiges Weib.“ Der Bojar schüttelte mir hier nicht nur auf das herzlichste die Hand, sondern umarmte mich auch und empfahl sich, indem er uns für morgen seine Gesellschaft zusagte. Als er beim Fortgehen sehr freundlich und

aufgeheitert lächelte, hatte ich den Muth, ihn zu fragen, was denn das Wort „Mammalig“ bedeute; er willfahrte auf das bereitwilligste, und nun wußte ich es, sage es aber nur zaudernd wieder. Der Burgherr, mit dem ich noch diesen Abend lange beisammen blieb, erzählte mir nun, daß an jenem Tage meines Abschiedes von Reichenburg, während unserer Abwesenheit in Mann, der Bojar mit seiner Frau und jenem Davorin, einem Serben von reicher Familie, auf der Durchreise von Ungarn nach Wien, auf Besuch gekommen sei, und daß das unerlaubte Liebesverständnis zwischen der schönen Bojarin und dem Serben, dessen Taufname Davorin war, schon damals sehr bekannt und nur für den Ghemann ein Geheimniß gewesen. So tragisch nun die Erinnerung an jene wunderschöne und verbrecherische Frau für jene, welche sie kannten, auch sein muß, so treten bei mir noch andere Vorstellungen hinzu, denn das Wort Mammaliga, gewöhnlich Mammalig' ausgesprochen, welches mir die Zauberin im Tone des Vorwurfs zuflüßerte, hat zweierlei Bedeutungen. Erstens heißt so die walachische Nationalspeise, welche nichts anderes ist, als die italienische Polenta, wenn man aber einen Menschen Mammalig' nennt, so versteht man darunter einen — Dummkopf. D.-Z.

Literatur.

Recht und Verfassung der Markgrafschaft Mähren im XV. Jahrhundert. (Mit einer Einleitung über die Geschichte des böhmisch-mährischen Landesrechtes in seinem Gegensatz zum deutschen Reichsrechte.) Von Dr. J. A. Tomasek. Brünn. Verlag von A. Nitsch. 1863. 8., 85 und VI S.

Diese Monographie ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des öffentlichen Rechtes in Oesterreich und weckt in uns den Wunsch, es möchte sich auch bei uns Jemand finden, der die höchst interessanten Rechtsverhältnisse unserer Vergangenheit, wo deutsche, slavische und später dann spezifisch österreichische Anschauungen sich berührten, vom wissenschaftlichen Standpunkte behandeln würde.

Der Verfasser, der sich schon durch mehrere rechtshistorische Publikationen einen guten Namen gemacht, zeigt auch in dieser Arbeit seine entschiedene Befähigung für diese Sach. Hauptquelle ist das Tobitschauer Rechtsbuch (kniha Tovačovská) vom Jahre 1482.

Gegenstand sind die Rechte und Einnahmen des mährischen Markgrafen, die Stellung der verschiedenen Hof- und Landesbeamten im XV. Jahrh., die Bedeutung der einzelnen Stände und deren Gegenüberstehen — des Herren- und Ritterstandes, als Vertreter des Slaventhums und des Bürgerstandes, als denen des Deuththums.

In der Deduktion der staatsrechtlichen Stellung Mährens (letztes Kapitel), erscheint dieses Land als selbstständig keinem andern unterthänig, aber doch als Glied der von Karl IV. geschaffenen „böhmischen Krone“ und somit plaidirt der Verfasser durch die Geschichte für die Zusammengehörigkeit Böhmens und Mährens.

Eine Fortsetzung soll das mährische Privatrecht behandeln. P. v. R.